

Der Rubin von Wattenwyl.

Als nach dem Ausbruch der französischen Revolution die religiösen Orden aufgehoben worden, zog sich die Abbtissin Françoise Elisabeth v. Wattenwyl nach Besangon zurück, wo sie 1794 starb.

In diese Abbtissin knüpfte sich die Geschichte eines Rubins, der unter dem Namen „Der Wattenwyl“ (le Wattenwyl) in Europa bekannt und in den Handbüchern der Steinschneider unter den werthvollsten Edelsteinen angeführt sich befindet.

Der Abt Johann v. Wattenwyl übergab diesen kostbaren Rubin der Abbtissin von Chateau-Chalon und ließ ihn in den Kramladen der Abbtissin einlegen. Als nun die fast hundertjährige Abbtissin in den Tagen der Revolution die klösterlichen Mauern verlassen mußte, vermochte sie sich von ihrem Kleinod nicht zu trennen, das sie an ihre glücklicheren Zeiten erinnerte, und sie nahm den Rubin mit sich in das sie erwartende Exil.

In Besangon bewohnte die verarmte, greise Odeuse, eine arme, einfache Frau, welche zur Zeit des Direktoriums den Namen „Freiheitsstraße“ bekam. Ungeachtet ihrer äußersten Dürftigkeit konnte sich die Abbtissin niemals dazu entschließen, sich ihres Rubins zu entledigen.

Als aber alle Hilfsmittel verbrannt waren und der Hunger seine drückende Wirkung zu äußern begonnen hatte, da mußte der harte Nothwendigkeit das lange verlagte Opfer gebracht werden. In dieser Zeit war das baare Geld sehr rar.

Die Abbtissin begab sich zu Herrn v. N., der als reicher Mann bekannt war, zugleich aber seine Ehre darin setzte, seinen Vorfahren möglichst zu häufen, was ihm bei seiner geizigen Lebensweise nicht schwer fiel.

Die Abbtissin offenbarte ihre tiefe Armuth, der Millionär gab abweichenden Bescheid, sprach von seiner gegenwärtigen gänzlichen Entblößung — Beide ergossen sich in Klagen über ihre Lage. Frau v. Wattenwyl kannte ihren Mann; sie wußte, wie seiner Beigerung immer die Abbtissin zu Grunde lag, die unglücklichen Hilfesuchenden zu zwingen, beträchtlichen Gewinn anzubieten; darum ließ sie sich nicht abschrecken, sondern äußerte:

„Ich besitze einen kostbaren Rubin, den letzten Rest des bescheidenen Vermögens; meine Vorfahren setzten stets einen hohen Werth auf seinen Besitz, und nur die zwingendste Noth läßt mich denselben aus den Händen geben. Wollen Sie diesen Rubin genau ansehen und mir auf dieses werthvolle Pfand hin eine Summe Geldes vorstrecken?“

„Wahrlich,“ entgegnete der Buharer, „wenn ich mich weniger in Verlegenheit befinde, so würde ich mich glücklich schätzen, Ihnen unentgeltlich zu Diensten zu stehen; allein man hat Sie geäußert, wenn man Ihnen vorgab, daß ich auf Pfänder leide; solche Geschäfte widern mich an. Nehmen Sie Ihren Rubin wieder zurück.“

Die Abbtissin brachte einige Entschuldigungsgründe vor und gab dann ihrem Gefühle auf gewandte Weise die Wendung, daß sie ihn dringend bat, den Edelstein zu kaufen und ihn als Eigenthum zu behalten.

„Ich kenne den Werth dieses unbedeutenden Gegenstandes nicht,“ antwortete der Millionär, „ich verstehe mich nicht auf Juwelen; vielleicht kommt diesem da ein sehr hoher Preis zu, vielleicht ist er aber auch von geringem Werthe; sollte ich ihn kaufen, so könnte ich mich zu Ihrem oder meinem Nachtheile versehen. Gehen Sie zu einem Juwelier und verständigen Sie sich mit ihm.“

„Wie könnte ich das thun!“ erwiderte die Abbtissin. „Nur die gänzliche Zurückgezogenheit, in welcher ich lebe, und die große Dürftigkeit meiner Tage vermöchten mich bisher vor der Guillotine zu schützen, welcher ich sonst wegen meines Namens und meines Standes schon längst zum Opfer gefallen wäre. Wenn ich nun den Stein vorweisen würde und dadurch die Aufmerksamkeit auf mich zöge, so lief ich die größten Gefahren. Erbarmen Sie sich meiner nicht, so bleibt mir keine andere Wahl, als zu betteln oder Hungers zu sterben.“

„So arm ich auch bin,“ sprach hierauf der Millionär, „so habe ich doch noch in einem Winkel zweitausend Francs beisammen; Ihre Lage rührt mich, so daß ich Ihnen davon fünfzehnhundert geben will. Ich schicke wohl einen schlechten Kauf ab, aber es ist mir unmöglich, Sie hilflos zu lassen. Bei meiner nächsten Reise nach Paris will ich mich über den Preis dieses Edelsteines erkundigen und je nach erhaltener Auskunft die angebotene Summe nachträglich erhöhen.“

Die Klosterfrau verließ mit erleichtertem Herzen den habgierigen Decker. Kurze Zeit nachher trat Herr v. N. in das Magazin eines Juwelenhändlers im Palais Royal in Paris. Er zog aus seiner Westentasche den Rubin, rief ihn mit seinem Kermel und sagte mit gleichgültiger Miene zu dem Juwelier: „Ich habe hier einen kleinen Stein, wollen Sie mir gefälligst seinen Werth bestimmen?“

Sobald der Juwelier denselben erblickt hatte, warf er ihn in eine Schublade, steckte den Schlüssel zu sich und ließ seinen Kadendienern zu: „Schließet sogleich die Thüren und holt die Waage! Ihr aber,“ schrie er Herrn v. N. an, „deffen Anzug leinestwegs den Millionär verrieth, Ihr werdet keinen Versuch machen, mir zu entweichen!“ Dabei packte er ihn mit harter Faust beim Kragen. Alle Protestationen des durch diesen seltsamen Vorfalle betroffenen Herrn v. N. waren fruchtlos, ebenso erfolglos auf die Anfrage wegen dieses gewaltthätigen Benehmens seine erhaltene Auskunft. Erst als der Millionär die Beschuldigung aufstieß, daß der

Juwelier ihn wohl gar mit Gewalt seines Edelsteines zu berauben gedenke, rief derselbe mit Begeisterung aus, als ob er den Stein der Weisen gefunden hätte: „Wissen Sie, was das für ein Stein ist? Es ist der Wattenwyl, der Edelstein, der Kaiser der Rubine! Seit langer Zeit wußte man nicht, wo er hingekommen sein möchte; auch jetzt müßte ich den Fund für fabelhaft erklären, wenn der Stein nicht in den Handbüchern unserer Kunst abgebildet und beschrieben wäre. Ich werde Sie nicht fortgehen lassen, bis Sie mir über das Schicksal desselben und wie Sie in seinen Besitz gekommen, befriedigende Mittheilungen gemacht haben werden.“

„Er hat also einen Werth?“ frug Herr v. N., in höchsten Grade übertauscht durch die Entdeckung des Juweliers.

„Darauf kommt wenig für Sie an in diesem Augenblick!“ erwiderte derselbe. „Doch!“ fiel ihm Jener in die Rede; „denn ich empfinde den Stein von der letzten Abbtissin v. Wattenwyl, die sich in drückender Lage befindet und mich beauftragt hat, ihr Geld zu verschaffen.“

Hierauf nannte sich Herr v. N. und es gelang ihm, durch seine Papiere die Identität seiner Person zu beweisen. Er erneuerte dann sein Begehren und frug den immer noch über seine Entdeckung erstaunten Künstler, was er ihm für den Stein geben wolle? Derselbe sprach sein Bedauern aus, daß ihm sein Vermögen nicht gestatte, den Rubin anzukaufen; dazu müßte sich mehrere Juweliere vereinigen und überdies zu einem so großartigen Geschäft sich angetriebene Jünger durch irgend ein besonderes Ereigniß an den fürstlichen Höfen Europas, wie eine Krönung oder eine Hochzeit, wobei man den Stein zu verkaufen hoffen dürfe. Wenn indessen Herr v. N. es wünsche, so wolle er mit seinen Kollegen Rücksprache nehmen.

„Es ist unnöthig,“ entgegnete der Millionär; „ich habe keinen Grund, den Stein zu veräußern!“ Mit diesen Worten schob er ihn wieder in seine Tasche. Er konnte sich Entschließen nicht verbergen, welches er empfand, im Besitze des Wattenwyl zu sein.

Nach seiner Rückkehr nach Besangon zahlte Herr v. N. noch zweitausend Francs der armen Abbtissin aus, welche bis zu ihrem Lebensende nicht aufhörte, ihn als ihren Wohlthäter zu segnen. Die Republik war gefürzt und nach wechselnden Schicksalen seiner bürgerlichen Einrichtungen sah Frankreich Napoleon auf dem von seinem Onkel erborteten Thron als Kaiser der Franzosen.

Zur Zeit seiner Krönung wurde Herr v. N. durch das Doubsdepartement zum Abgeordneten gewählt, das Kaiserpaar zu beglückwünschen. Er brachte seinen Rubin zu einem Juwelier, der, minder kundig als der frühere, sich darauf beschränkte, die Größe, die Schwere, die Härzung und die Kranten des Edelsteines zu prüfen. Der Name Wattenwyl war ihm nie zu Ohren gekommen.

„Schade nur,“ bemerkte er, „daß der Stein auf einer seiner Seiten einen kleinen dunklen Flecken hat: sonst wäre er vollkommen.“

„Könnte man ihn nicht weggeschaffen?“ frug der Besitzer.

„Freilich,“ erwiderte der Steinschneider, „aber eine solche Arbeit würde zwei- bis dreitausend Francs kosten, da ich wegen der Gleichförmigkeit sämtlicher Ecken neu bearbeiten müßte.“

Herr v. N. entschied sich für die augenblickliche Verhöhnung und entfernte sich ganz entzückt, daß er künftig den Wattenwyl in vollkommenerer Gestalt besitzen sollte. Kaum mochte er die Vollendung der Operation abwarten. Er erhielt den Stein zurück, bewunderte seine blendende Klarheit und geschmackvolle Form und beschloß, um die Freude seines Herzens zu erhöhen durch den Mitgenuß eines Anderen, einem Kenner von Juwelen, die mit seinem Kleinode vorgenommene Ummwandlung mitzutheilen. Er gedachte des alten Juweliers im Palais Royal und schwebte schon im Vorgehmad der trunkenen Vegetierung, in welche derselbe beim Anblicke des nun vollendet schönen Prachtstückes gerathen werde. Um die Ueberzeugung noch vollständiger zu machen, ließ sich Herr v. N. in dem ihm auf so eigenthümliche Weise bekannt gewordenen Magazine im Palais Royal wieder antfindigen, noch gab er sich dem gerade an der Arbeit befindlichen Juwelier als seinen alten Bekannten zu erkennen. Er legte mit den Worten: „Hier habe ich die Ehre, Ihnen einen kleinen Edelstein zu zeigen,“ seinen Rubin neben einen Schraubstock, bei welchem der Juwelier arbeitete, und vermochte kaum den Augenblick zu erwarten, der ihm den Steinschneider in Ostfale zeigen sollte. Dieser hob nach erfolgter Anrede seine Brille in die Höhe, blickte nach dem hingelagerten Gegenstande, fuhr dann kaltblütig an seiner Arbeit fort und murmelte vor sich hin: „Ich stehe gleich zu Ihren Diensten; warten Sie nur gefälligst eine Minute.“

Herr v. N. war ganz verblüfft ob seinem Empfang; wie wuchs nun sein Vertrauen, als der Juwelier, ohne von seiner Arbeit den Kopf abzuwenden, gleichgültig frug, was er für das Ding verlangte.

Herr v. N. im höchsten Erstaunen über die geringschätzigste Weise, mit welcher der Steinschneider von dem „Ding“ sprach, rief mit bewegter Stimme: „Wie? Was? Es ist ja der Wattenwyl!“

„Fah! der Wattenwyl! Welcher Scherz! Stellen Sie es besser an, mich zum Besten zu halten; fürwahr, ich kenne ihn, denn ich habe ihn in Händen gehabt, diesen herrlichen Rubin!“ Bei diesen Worten nahm er ein kleines Buch zu Hand, blätterte darin, stellte es dann vor den Herrn v. N. hin und sagte:

„Da sehen Sie die Abbildung des Wattenwyl,“ urtheilte Sie nun selbst, ob Ihr Stück Aehnlichkeit mit demselben hat. Dieser dunkle Flecken, dieses Gewicht, dieser antike Schnitt, das sind die Kennzeichen des ehrwürdigen Edelsteines, den Ihre Zusammenstellung mit diesem Stücke da in üblichen Auf bringt.“

„Es ist ganz richtig,“ erwiderte der Millionär, und ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht, „wahrlich, ich kenne den Wattenwyl ebenso gut als Sie, denn ich bin es, der ihn einst hier Ihnen vorgezeigt hat, und ich wiederhole es, er liegt vor Ihren Augen, aber aufgeschickt und von jedem Flecken gereinigt.“

„Wie? Ist das möglich?“ wiederholte der Juwelier, der sich kaum fassen konnte. „Ja, ja, mein Herr! Wir haben ihn ausgebessert; es ist der gleiche Stein; nur fleckenlos.“

„Ungläublicher!“ rief der Steinschneider und sprang Herrn v. N. an die Kehle. „Sie haben einen solchen Stein entzückt, Sie haben den Wattenwyl verstaubt und zerstört, diese Fierde der Rubine! Entfernen Sie sich, mein Herr, und kommen Sie nie wieder!“

Der Millionär suchte ihn zu beruhigen und entgegnete dann: „Aber dieser Flecken?“

„Das war eben sein Wappen!“ fuhr ihn der Juwelier an.

„Was ist er denn noch werth?“ fuhr Herr v. N., dessen Enttäuschung mit jedem Worte des Gesprächs zunahm und in dessen Innern die verschiedensten Gefühle und Empfindungen sich drängten.

„Drei- oder viertausend Francs etwa,“ antwortete der Steinschneider; „nehmen Sie das Ding nur mit,“ fügte er ironisch hinzu, „und lassen Sie den Stein in eine Dufennadel fassen, ich mag ihn nicht.“

Verzweiflung ergriff den Geizhals. Daß er ein Wunderwerk vernichtet hatte, ging ihm bei Weitem nicht so zu Herzen, als vielmehr der Umstand, daß er zehntausend Francs für einen Gegenstand gegeben hatte, der nun bloß dreitausend werth war. Der Millionär näherte nun bitteren Groll in seiner Brust gegen die längst verstorbene Abbtissin, und erkannte so wenig das Väterliche seiner tragikomischen Rolle, die er in dieser Angelegenheit gespielt hatte, daß er sie gern den Leuten erzählte, um sie zu überzeugen, welche unglückliche Hand er in Geschäften hätte und wie ihm in dieser hinfälligen Welt nichts geglückt wäre.

Das war das Schicksal des Edelsteines Wattenwyl. Abhacht und Unwissenheit zerstörten einen der schönsten Rubine, welche aus der Geschichte der Juwelensammlungen bekannt sind.

Der tugendhafte Lieutenant.

Sir Richard Steele († 1729), bekannt durch seine Lustspiele und besonders durch seine schönen Aufsätze im „Spectator“, welche Zeitschrift er im Verein mit Addison herausgab, war immerfort wegen seiner verschwieblichen und schlemmerischen Lebensweise in Schulen und Geldverlegenheiten. Dabei moralisirte er auf's Trefflichste in seinen Schriften und wußte anderen Leuten die weisesten Lehren zu geben — nur schade, daß er selbst sie nicht in Anwendung brachte. Als junger Mensch war er fähndrich bei der Vergabe geworden, und damals in London wohl zuerst in das liebliche Leben hineingerathen, wie es zu jener Zeit eben vielfach bei den jüngeren Offizieren so üblich. Aber schon empfand er zuweilen den moralischen Katerjammern, und so schrieb er ein Buch, betitelt: „Der christliche Held,“ weniger religiös als moralischen Inhalts, in welchem er weitläufig ausführte, wie ein junger Offizier sich anständig und solide benehmen müsse, um als eine wahre Perle des Offiziersstandes angesehen zu werden.

Ein solcher junger Held von ernstem und würdigem Charakter sollte alle Viedertlichkeiten, Schlemmereien und ähnlichen Geseueln gänzlich abhold sein, das war seine Meinung. Er ließ das Buch drucken und es erregte nicht geringe Sensation, besonders auch bei seinen Kameraden. Da er aber durchaus nicht seine eigene Lebensweise nach solcher Moral einrichtete, so erntete er als Autor des Buches nur Spott und Hohn. Der Spottereien überdrüssig, nahm er seinen Abschied und widmete sich fortan der literarischen Thätigkeit mit bestem Erfolge. Auch erhielt er allerlei einträgliche Anstellungen, und vermählte sich mit einer recht wohlhabenden jungen Dame. Unter allen englischen Autoren jener Zeit erzielte er die bedeutendsten Einnahmen, die aber dennoch nicht zureichten für seine verschwendlichen Gelüste. Sehr häufig wurde er von Gläubigern und Gerichtsdienern verfolgt, die ihn in's Schuldengefängnis bringen wollten. In solchen Zeiten der Noth that er seine Schlafzimmer in den stillen Hinterzimmern einiger ihm befreundeter Gastwirthe, wo er dann mit etlichen treuen Freunden und Bewunderern seines Genies es sich wohl sein ließ bei der Punschbowle und von wo aus er merkwürdige Briefchen an seine liebe Frau schrieb, die sie, vierhundert an der Zahl, sorgfältig aufbewahrte, darunter auch das folgende Billet:

„Teufels-Laverne, Temple Bar, 7. Mai 1708.
Theuerstes, geliebtes Weib!
Ich wußte die Nacht hier zubringen, denn ich bin noch nicht im Stande, Diejenigen, welche mir Schwierigkeiten bereiten, zu befriedigen. Wenn der Druckerjunge kommt, so schicke ihn zu mir und gib ihm meinen Schlafrock, meine Nachtmütze und meine Pantoffeln mit. Du sollst morgen zeitig von mir hören. Dein gehorsamer Ehemann
Richard Steele.“

Als Frau Steele dies Briefchen erhalten und gelesen hatte, seufzte sie schwermüthig und wartete auf das Erscheinen des Druckerjungen. Aber eben derselbe noch anlangte mit den Korrekturen, welche er bringen sollte, ließ sich ein fremder junger Offizier anmelden, der durchaus ihren Gemahl sprechen wollte, welcher damals noch nicht „Sir Richard“ genannt wurde, denn erst später erhielt er die Ritterwürde. Sie sagte ihm, daß ihr Mann nicht zu Hause sei.

„Das thut mir sehr leid!“ rief er, „ich hätte ihn so gern gesprochen! Eigens bin ich von Dublin nach London gereist, um ihn zu sehen, den Treflichen, dem ich so viel schuldig bin!“

„Er hat Ihnen Geld geborgt?“ fragte die Dame erstaunt.

„Nein, verehrte Frau, so ist's nicht gemeint,“ versetzte erst der Offizier. „Gerettet hat er mich, den reuigen Sünder, vor dem Verderben! Wissen Sie, ich war einer von den Thörichtesten und steckte schon tief im Schlamme der Verderbniß, da fiel mir sein Buch, „Der christliche Held“ in die Hände — ich las, ich verstand es, mein Gemüth wurde tief erschüttert, und seitdem bin ich ein anderer, ein gebesselter Mensch! Dafür möchte ich dem großen Moralisten danken, ihm sagen, wie hoch ich ihn verehere!“

„Ich könnte Ihnen wohl mittheilen, wo er anzutreffen ist.“

„D, ich bitte darum!“

„Es ist aber eigentlich ein Geheimniß, denn er muß sich verborgen halten.“

„Ein solcher Mann muß sich verborgen! Warum denn?“

„Wegen Schulden!“

„Ist das möglich? D, nennen Sie mir geschwind seinen Aufenthalt und ich eile zu ihm, um ihn zu treffen!“

„Ich bin sehr reich und will jede Bürgschaft für ihn übernehmen.“

„Das ist ja gewiß sehr freundlich von Ihnen! Es handelt sich aber, so viel ich weiß, um hunderttausend Pfund.“

„Kleinigkeit!“

„Nun denn, bester Herr Lieutenant, mein Mann befindet sich in einem Hinterzimmer der Teufels-Laverne zu Temple-Bar.“

„In einer Teufels-Laverne? Das ist ja entzücklich! Wie hätte ich das für möglich gehalten!“

Jetzt er schien der Druckerjunge. „Dieser junge Mensch wird Sie dorthin führen,“ sagte Frau Steele. Und sie betrat den Druckerjungen, nachdem sie ihm Bescheid gesagt, mit dem Schlafrock, der Nachtmütze und den Pantoffeln ihres leichtsinnigen Gatten.

Der Lieutenant aus Dublin ließ sich von dem jungen Menschen nach der Teufels-Laverne hinführen, und so gelangte er in das Hinterzimmer, wo der von ihm bewunderte Autor mit zwei Freunden am Tische bei der dampfenden Punschbowle saß. Nachdem er sich vorgestellt hatte, gab er Auskunft über den Grund seines Erscheinens.

„Sagen Sie sich, Sir, und trinken Sie Punsch mit uns!“ rief Steele gastfreundlich.

„Aber das ist eigentlich gegen die strengen Grundätze, die ich Ihrem schönen Buche verdanke,“ stammelte der so tugendhaft gewordene Lieutenant.

„Ach was,“ sagte der Autor. „Wahr ist's, ich wollte mich einmal selbst besorgen und schrieb deshalb dieses Buch. Aber es ging über meine Kräfte; ich fiel immer wieder in die Verderbniß. So darf ich es auch nicht verlangen, daß Andere sich durch mein Buch bessern lassen sollen.“

„Mich hat's doch gebessert.“

„Dann sind Sie der Einzige.“

„Ja, ich habe jetzt mein Leben genau nach Ihren bewundernswürdigen Grundätzen eingerichtet.“

„Bravo! So sind Sie also die wahre Perle des Offiziersstandes, das Ideal, welches mir einst vorstand!“

Es half aber Alles nichts: der Lieutenant mußte für diesmal von seiner strengen Regel absehen und am Punschgelage Theil nehmen. Auf zarte Weise bot er dann seine Hilfe an, um Steele aus der Bedrängniß zu befreien, was dieser nach einigen Sträuben annahm. Darauf brachte er den punschfeligsten Moralisten nach Hause, wo Frau Steele ihm mit gerührter Seele dafür dankte, indem sie sagte, daß sie noch niemals einen so tugendhaften und moralischen Lieutenant gesehen habe; es sei gewiß im höchsten Grade merkwürdig, daß ihr Mann durch sein Buch ein solches Wunder habe erwirken können.

Der junge Herr verließ London mit der Erfahrung, daß der Autor eines moralischen, die Seele mächtig erschlackernden Buches nicht immer so beschaffen ist, wie der Leser sich ihn vorstellt.



Prof. A. D. Edwards.

Prof. Edwards ist ein wohlbekannter, berühmter Mediziner und hervorragender Komponist im fernem Westen. Seine besten Werke sind die geistlichen Chöre und er hat eine große Anzahl von Stücken für spezielle Gelegenheiten geschrieben. Als Lehrer giebt es wenig die ihm gleichkommen. Er hat ein Buch über die Composition und Musiklehre und hat eine längere anstrengende Thätigkeit auf ein geistiges Gemüth, Erziehung, Nervenleidenheiten u. s. w. geleitet. Es war so weit herübergekommen und wurde nach wenigen Sectionen so nervös und schwach, daß ich nicht schlafen konnte und am Morgen müde, mühsam und trüblich aufstand. Ich begann

Dr. Miles' Nervine

einnehmen und jetzt ist Alles anders. Ich bin heiter, thätig und froh. Ich kann jetzt in einem Tage mehr leisten, als früher in einer Woche. Ich schlafe wie ein Kind. Ich bin gesund und stark und die besten Wohlthaten habe ich einzig und allein Dr. Miles' Nervine zu verdanken.

Prof. A. D. Edwards, Preston, Idaho.

Dr. Miles' Nervine ist bei allen Apothekern unter vollständiger Garantie zu haben oder kann gegen Einzahlung des Preises direkt von der Dr. Miles' Medical Co., Elkhart, Ind., bezogen werden. 1 Flasche kostet \$1.00; sechs Flaschen \$5.00, versendet. Es enthält weder Opium noch gefährliche Stoffe.

Dr. Miles' Nervine hat mich wieder hergestellt.

Prof. A. D. Edwards, Preston, Idaho.

Dr. Miles' Nervine ist bei allen Apothekern unter vollständiger Garantie zu haben oder kann gegen Einzahlung des Preises direkt von der Dr. Miles' Medical Co., Elkhart, Ind., bezogen werden. 1 Flasche kostet \$1.00; sechs Flaschen \$5.00, versendet. Es enthält weder Opium noch gefährliche Stoffe.

Dr. Miles' Nervine hat mich wieder hergestellt.

Prof. A. D. Edwards, Preston, Idaho.

Dr. Miles' Nervine ist bei allen Apothekern unter vollständiger Garantie zu haben oder kann gegen Einzahlung des Preises direkt von der Dr. Miles' Medical Co., Elkhart, Ind., bezogen werden. 1 Flasche kostet \$1.00; sechs Flaschen \$5.00, versendet. Es enthält weder Opium noch gefährliche Stoffe.

Dr. Miles' Nervine hat mich wieder hergestellt.

Prof. A. D. Edwards, Preston, Idaho.

Dr. Miles' Nervine ist bei allen Apothekern unter vollständiger Garantie zu haben oder kann gegen Einzahlung des Preises direkt von der Dr. Miles' Medical Co., Elkhart, Ind., bezogen werden. 1 Flasche kostet \$1.00; sechs Flaschen \$5.00, versendet. Es enthält weder Opium noch gefährliche Stoffe.

Dr. Miles' Nervine hat mich wieder hergestellt.

Prof. A. D. Edwards, Preston, Idaho.

Bewaffertes Ob- und Land.

Habt Ihr das Ob- und Land in dem Idaho-Territorium auf der Weltausstellung gesehen? Nichts ist schöner, erhebt Prämien und Alles gezogen auf bewaffertes Land. Es ist sicher, es ist im Ueberfluth, es ist profitabel, es ist Eure Gelegenheit.

Die Ob- und Land ist neu, das Land ist billig und die Ob- und Lande sind um 300 bis 1500 Meilen näher als ähnliche Länder in Oregon, Washington und Californien. Pamphlete u. s. w. werden auf Verlangen gratis. Adressirt Dr. G. L. Tomar, Omaha, Neb.

Sandfrosch, HERMANN HEIN, Eigenth.

Der beste Vergnügungs-Platz im Staate. 4 Meilen südwestlich von Grand Island.

Schöner Park! Geräumige Halle! Gute Wirthschaft! Die besten Getränke und Cigarren stets an Hand!

Vorzüglicher Lunch zu jeder Tageszeit unter Aufsicht von W. Schimmer und Frau.

Der beste Platz für Concerte und Bälle.

Fahrt hinaus in Gottes schöne Natur und amüsiert Euch im Sandfrosch.

Opernhaus-Saloon, HENRY A. SIEVERS, Eigenthümer.

Grand Island u. St. Louis Bier stets frisch an Zapf.

Die besten Weine, Liqueure und Cigarren!

Extra guten Frei-Lunch zu jeder Tageszeit.

Die Farmer sind besonders eingeladen, ihren Bedarf an Whisky hier zu holen. Whisky zu \$1.50, \$2.00 \$3 und aufwärts.

Freundliche Bedienung ist Jedem sicher.

An das Publikum!

Da wir das Louis Bradford Holzgeschäft, sowie Buch-Rechnungen und Notizen gekauft haben, wünschen wir den Kunden der Hall County Lumber Yard mitzutheilen, daß alle Rechnungen in unserer Office collectirt werden. Hr. W. A. Guion wird nach wie vor das Geschäft hier führen u. möchten wir ergebenst um einen Theil Eurer Kundschaffen nachsuchen, versprechend, stets eine gute Qualität Bauholz sowie Kohlen zu halten. Wir werden versuchen, in jeder Beziehung volle Zufriedenheit zu geben. Wir verbleiben Achtungsvoll

Chicago Lumber Co.

Anzeigen und Einsendungen.

Große Anzeigen sollten bereits Dienstag an uns abgegeben werden, kleinere sowie „Eingekündig“ sollten Mittwoch in unseren Händen sein. Kleine Notizen müssen Donnerstag Vormittag in der Druckerei sein, da es sonst zu spät wird, weil wir Donnerstag Nachmittags zur Presse gehen. Es wird uns und Euch Unannehmlichkeit erspart, wenn hierauf geachtet wird.

Der Herausgeber.

Ihr braucht nicht 2000 Meilen zu gehen um das Land der Zweifelhafte zu erreichen. Die bewafferten Länder von Idaho entlang des Union Pacific Systems sind im Stande die Früchte zu produzieren die auf der Weltausstellung zu sehen waren. (S. 17) Ihr in Idaho anhaltet, spart Ihr genug Geld und Kraft, um die erste Anbahnung an Eure Farm zu machen. Amertud.

Pamphlete u. s. w. gegen Nachträge gesandt. Dr. G. L. Tomar, Omaha, Neb. (3)

Reduzirte Raten über die Burlington.

Jährliche Beranlagung des „Imperial Council“ der M. M. Schiners, Denver, Col. 24. — 27. Juli.

Jährliche Beranlagung der Liga Amerikanischer Radfahrer, Denver, Col., 13. — 18. August.

Für obige Gelegenheiten macht die Burlington eine Rate von einem Preis für die Rundfahrt.

Verkaufstage: Am. Council Music Schiners, 23. — 25. Juli incl. Am. Radfahrertage, 9. — 12. August incl. Regenzug: Durchfahrt jeden Weg östlich v. d. Colorado Grenze. Gültig bis 30 Tage vom Tage des Verkaufs. Thos. Connor.

Henry J. Voss, Cigarren-Fabrikant, und Händler in Rauch- und Man-Zabat, Cigarrenspitzen und Raucher-Utensilien überhaupt.

Fabrikant der altbewährten A. O. D. Cigarren, die beste 5-Cigarre. 3te Str., Grand Island.

W. H. Thompson, Advokat und Notar, praktizirt in allen Gerichten. Grundeigenthums-geschäfte und Collectionen eine Spezialität.

Dr. H. C. Miller, Zahn-Arzt. Office im „Independent“ Gebäude. — Zahne schmerzlos ausgezogen.

Robert Shirk, Deutscher Advokat — und — Friedensrichter. Office im Security Nat. Bank Gebäude.

HENRY GARN, Deutscher Rechtsanwalt, —praktizirt in— Friedensrichter: County- und Distrik Gerichten. Alle Arten von gerichtlichen Dokumenten prompt ausgefertigt. Office im Security Nat'l. Bank Gebäude.

Sandfrosch.

HERMANN HEIN, Eigenth.

Der beste Vergnügungs-Platz im Staate. 4 Meilen südwestlich von Grand Island.

Schöner Park! Geräumige Halle! Gute Wirthschaft! Die besten Getränke und Cigarren stets an Hand!

Vorzüglicher Lunch zu jeder Tageszeit unter Aufsicht von W. Schimmer und Frau.

Der beste Platz für Concerte und Bälle.

Fahrt hinaus in Gottes schöne Natur und amüsiert Euch im Sandfrosch.

Opernhaus-Saloon, HENRY A. SIEVERS, Eigenthümer.

Grand Island u. St. Louis Bier stets frisch an Zapf.

Die besten Weine, Liqueure und Cigarren!

Extra guten Frei-Lunch zu jeder Tageszeit.

Die Farmer sind besonders eingeladen, ihren Bedarf an Whisky hier zu holen. Whisky zu \$1.50, \$2.00 \$3 und aufwärts.

Freundliche Bedienung ist Jedem sicher.

An das Publikum!

Da wir das Louis Bradford Holzgeschäft, sowie Buch-Rechnungen und Notizen gekauft haben, wünschen wir den Kunden der Hall County Lumber Yard mitzutheilen, daß alle Rechnungen in unserer Office collectirt werden. Hr. W. A. Guion wird nach wie vor das Geschäft hier führen u. möchten wir ergebenst um einen Theil Eurer Kundschaffen nachsuchen, versprechend, stets eine gute Qualität Bauholz sowie Kohlen zu halten. Wir werden versuchen, in jeder Beziehung volle Zufriedenheit zu geben. Wir verbleiben Achtungsvoll

Chicago Lumber Co.

Sondermann & Co., Leichenbestatter. Alle Sorten Weizen, Roggen, Corn- und Buchweizen, Mehl, Kleie, Schrot u. w. Alle Arten frischen Garten-Samen. Samen-Buchweizen zu verkaufen! Straßenbahnen passiren von und zu allen Bahnhöfen in jeder Richtung. WM. KOPKE, Eagle House, Deutsches Gasthaus, 414 S. 14. Str., Omaha, Neb. Bedingungen: \$1 per Tag. Nacht jeiten 25 Cts. — Futterstall in Verbindung mit dem Gasthaus.